

## **Letzter Event oder Zeichen der Hoffnung? Bestattungskultur im Umbruch**

*An die Stelle des kirchlichen Ritus tritt bei Bestattungen immer häufiger eine weltliche Feier – und diese in unterschiedlichen Formen. Dieser Wandel hängt ebenso zusammen mit der schwindenden Deutungskraft christlichen Glaubens in unserer Gesellschaft, wie mit den gesamtgesellschaftlichen Veränderungen. Er stellt deshalb eine ganz fundamentale Herausforderung für kirchliche Pastoral und für christliches Selbstverständnis dar, deren Dramatik erst langsam deutlich zu werden beginnt.*

*Schon am 19./20. November 2004 fand in Regensburg eine Tagung der Katholischen Akademie statt, die sich mit diesen Veränderungen beschäftigte.*

**Ansgar Franz**

### **Ritus oder Inszenierung? Die christliche Begräbnisliturgie als Zeichen der Hoffnung**

#### **Die christliche Tradition**

Überblickt man die älteren Begräbnisriten der morgen- und abendländischen Kirchen, so gibt es bei aller unterschiedlichen Akzentsetzung doch eine gemeinsame Grundstruktur, die sich sowohl in den alexandrinischen, west- und ostsyrischen Liturgiefamilien ausmachen lässt als auch in den verschiedenen Traditionen der lateinischen Kirche, dem römischen, altspanischen, gallischen oder Mailänder Ritus. Im folgenden soll diese Grundstruktur an dem ältesten uns erhaltenen Zeugnis der römischen Tradition illustriert werden, dem Ordo Romanus 49.

Befindet sich ein Christ an der Schwelle des Todes, empfängt er die Eucharistie; sie ist, so präzisiert der Ordo, dem Sterbenden Schutz und Beistand bei der Auferstehung. In der Zeit bis zum Eintritt des Todes wird ihm die Passionsgeschichte vorgelesen; die Agonie wird begleitet mit der Vergegenwärtigung der Agonie Christi. Im Augenblick des Todes wird ein

Responsorium angestimmt: „Subvenite sancti Dei – Kommt zu Hilfe, ihr Heiligen Gottes, eilt ihm entgegen, ihr Engel des Herrn, nehmt seine Seele auf und bringt sie vor das Angesicht des Allerhöchsten. – Christus, der dich gerufen hat, nehme dich auf, und die Engel mögen dich in den Schoß Abrahams geleiten“. Nach erfolgtem Exitus folgt der Psalm „In exitu Israel“, dessen Antiphon an das Responsorium anknüpft: „Der Chor der Engel nehme dich auf und versetze dich in den Schoß Abrahams, damit du mit Lazarus, dem einstmals Armen, ewige Ruhe besitzest“. Auf den Gesang folgt ein Gebet, das einzige übrigens, das der Ordo verzeichnet.

Danach wird der Verstorbene unter Psalmengesang gewaschen, angekleidet und auf eine Bahre gebettet. Sind die Vorbereitungen im Sterbehaus beendet, wird der Verstorbene in einer Prozession zur Kirche geleitet. Auch hierbei wird gesungen, und diese Gesänge sind einer näheren Betrachtung wert. Die erste Antiphon ist im ‚Ich‘-Stil formuliert, die Gemeinde spricht in persona defuncti: „Du befahst, dass ich geboren wurde, Herr, du hast verheißen, dass ich auferstehen werde, auf deinen Befehl hin mögen die Heiligen kommen. Verlass mich nicht, denn du bist treu.“ Der anschließende Psalm 42 (41) führt diese Sprechrichtung fort; er drückt die Bedrängnis und Sehnsucht, aber auch die Hoffnung des Verstorbenen aus: „Wann werde ich hingelangen und vor Gottes Angesicht erscheinen? Warum bist du so traurig, meine Seele, und warum verwirrst du mich? Harre auf Gott, denn ich werde ihn noch preisen, meines Angesichtes Heil und mein Gott.“ Auch der anschließende Psalm 4 ist in persona defuncti gesprochen: „In Frieden leg ich mich nieder und ruhe, denn du, o Herr, hast mich vollkommen fest gestellt in Zuversicht“, während in der Antiphon zu Ps 4 die Gemeinde wieder das Wort ergreift, indem sie den Verstorbenen anspricht: „Ins Paradies mögen Engel dich geleiten und dich bei deiner Ankunft aufnehmen, Märtyrer mögen dich hinführen in die heilige Stadt Jerusalem.“

In der Kirche versammelt man sich zur Totenwache, einem Gebetsgottesdienst.



*Prof. Dr. Ansgar Franz, Professor für  
Liturgiewissenschaft an der Universität Bochum*

„Alle beten ohne Unterlass für die Seele, bis der Leib bestattet wird“, heißt es in dem Ordo. Als Elemente werden allgemein angegeben Psalmen sowie Responsorien und Lesungen aus dem Buch Hiob. Unterbrochen wird die Totenwache durch die Vigilien, die dann vollzogen werden, wenn ihr Zeitpunkt gekommen ist. Eine Totenmesse kennt der Ordo nicht.

Von der Kirche aus wird der Leichnam zum Grab gebracht. Auch dieser Weg ist wiederum durch Psalmodie begleitet. Damit endet die Beerdigung.

An dem Ritus sind mehrere Punkte bemerkenswert:

- Sterbebegleitung und Begräbnis werden nicht nur als Einheit verstanden, sondern auch als Einheit vollzogen. Der Ordo setzt bei der Begleitung des Sterbens ein.
- Die Struktur des Ordo ergibt sich zwingend aus dem Kasus: Ein Mensch liegt im Sterben, stirbt und muss begraben werden. Der Ritus vollzieht das situativ  
Notwendige und Sachgerechte: Der Verstorbene wird vom Aufenthaltsort der Lebenden zum Aufenthaltsort der Toten gebracht. Da der Friedhof unmittelbar bei der Kirche liegt und da der Verstorbene als Christ nicht nur das Mitglied einer Familie oder Sippe war, sondern durch die Taufe auch Glied der Gemeinschaft der Glaubenden, ist es selbstverständlich, dass man auf diesem Weg Zwischenstation in der Kirche macht.

- Dieses durch den Kasus selbst geforderte Tun wird im Ritus gedeutet durch Gesang und Gebet. Der konkrete Weg, den der Leichnam nimmt, wird transparent für einen anderen Weg, der jenseits der empirisch feststellbaren Dinglichkeit liegt. In der Sprache der Zeit: Der Weg des Leichnams zum Grab wird transparent für den Weg der Seele zu Gott. Dieser zweite Weg wird beschrieben mit paschalen Kategorien: Nach dem Exitus des Sterbenden singen die Beistehenden „In exitu Israel“, beim Begräbnis schließlich „Confitemini Domino“. Der Ordo beginnt und schließt mit den beiden Psalmen, die auch in der jüdischen Paschaliturgie ihren Platz haben. Der Vollzug der Exsequien ist die Feier eines österlichen Exodus: Der Verstorbene ist auf dem Weg aus Ägypten ins Gelobte Land.
- Beide Ebenen dieses Weges, die innerweltliche und die transzendente, bilden einen klassischen rite de passage des Verstorbenen. Die Gemeinde begleitet den Toten, soweit sie kann. Schon beim Eintritt des Todes wurden die Heiligen, die Märtyrer, Christus und die Engel aufgefordert, ihm entgegenzugehen. Der Ort, an dem der Verstorbene aus den Händen der weltlichen Bewohner in die Hände der himmlischen Bewohner übergeben wird, ist das Grab als Tor. Die Kirche vollzieht diese *Commendatio animae in persona defuncti*, das letzte Wort hat der Tote selbst: „Öffnet mir die Tore der Gerechtigkeit; eingetreten in sie, werde ich den Herrn loben“.
- Die Deutung der Exsequien als Exodus geschieht dabei sozusagen en passant, auf dem Weg, nämlich durch die Prozessionsgesänge der Psalmen mit ihren Antiphonen. Bemerkenswert ist, dass viele dieser Gesänge in *persona defuncti*, in der Ich-Form vollzogen werden. Das bedeutet zum einen, dass die Gemeinschaft dem ihre Stimme leiht, der nicht mehr selbst sprechen kann. Die meist in Gebetsform gehaltenen Antiphonen werden also ‘für’ den Verstorbenen, im Sinne von ‚anstelle‘ des Verstorbenen (nicht: ‚zugunsten‘) gesungen. Dann aber geschieht noch ein zweites: Indem die Lebenden dem Toten ihre Stimme leihen, identifizieren sie sich in gewisser Weise auch mit diesem und nehmen so ihr eigenes Geschick und das Geschick aller Lebenden voraus. Im Ritus des Ordo Romanus erscheint der Tod als *conditio humana*, als das Los aller Lebenden.

Aus heutiger Sicht ist auffällig, wie wenig die Hinterbliebenen im Blick stehen, wie wenig auf ihr Schicksal Bezug genommen wird. Worte des Schmerzes und der Klage finden sich an verschiedenen Stellen, so in der (freilich nicht näher bezeichneten) Hiob-Lesung bei der Totenwache und in einigen Psalmversen der Prozessionsgesänge, doch werden sie bezeichnenderweise in *persona defuncti* gesprochen. Dennoch ist anzunehmen, dass der Ritus,

gerade weil er den Verstorbenen in den Mittelpunkt stellt, in hohem Maße auf die Hinterbliebenen wirkt. Sie empfangen Trost dadurch, dass die Kirche sie in dem situativ notwendigen Tun, nämlich einen Toten zu begraben, begleitet, und dass die Weise, in der Kirche das tut, transparent wird für die christliche Hoffnung. Das Schicksal des Toten liegt nicht im Dunkeln, sondern das Begrabenwerden ist eine Übergabe in die Hände Gottes.

### **Die „weltliche Trauerfeier“**

Vollziehen wir nun einen Sprung aus dem römischen Einflussgebiet der Spätantike in die Bundesrepublik Deutschland der Gegenwart. Bevor wir hier nach dem Typus der weltlichen Trauerfeier fragen, ist zunächst auf einen grundlegenden Unterschied zwischen den alten und den neuen Bundesländern hinzuweisen. Gibt es in Westdeutschland trotz zunehmender Kirchenaustritte eine relativ stabile kirchliche Mehrheitskultur, so ist in Ostdeutschland Konfessionslosigkeit seit langem der Normalfall; im öffentlichen wie im privaten Leben spielen Kirche und Christentum kaum eine Rolle. „Während westdeutsche Konfessionslose nach einer eigenständigen religiösen Überzeugung suchen, erscheinen ‚Glaubensfragen‘ im Osten als überholt.“ Nur etwa 20 Prozent der Ostdeutschen betrachtet sich als in irgendeiner Weise ‚religiös‘, über 50 Prozent definiert sich als ‚extrem nicht-religiös‘, der Rest als ‚religiös indifferent‘. Dieses Phänomen schlägt sich natürlich auch in der uns interessierenden Thematik nieder: Sind in Westdeutschland nur etwa 10 Prozent der Beisetzungen von nichtkirchlichen, ‚weltlichen‘ Trauerfeiern begleitet, so sind es im Osten ca. 70 Prozent. Wird im Westen die weltliche Trauerfeier zunehmend als Konkurrenz zur kirchlichen Begräbnisliturgie betrachtet, so ist im Osten das Verhältnis eher umgekehrt: Hier ist die weltliche Verabschiedung der Normalfall, zu der die kirchliche Feier in Konkurrenz tritt. Auch in der inhaltlichen Ausrichtung der Trauerfeiern gibt es erhebliche Unterschiede zwischen den beiden Landesteilen: Während im Westen weltliche Trauerfeiern durchaus noch einen im weitesten Sinn ‚religiösen‘ Charakter haben können, trifft dies im Osten dezidiert nicht zu. Wer sich in Ostdeutschland „für eine ‚weltliche‘ Bestattung entscheidet oder an einer solchen teilnimmt, rechnet nicht mit einer Feier, die das Diesseits des beendeten Lebens in irgendeiner Weise religiös überschreiten wird“. Es ist deshalb in vieler Hinsicht eine ‚riskante Vereinfachung‘ (Hermelink), pauschal von der weltlichen Trauerfeier zu sprechen. Dennoch gibt es bei aller Verschiedenheit Grundgedanken und Grundstrukturen, die diesen Typ von der christlichen Begräbnisliturgie unterscheiden. So nehmen die weltlichen Feiern für sich in Anspruch und werben damit, persönlicher zu sein als die kirchlichen: Die Biographie des

Verstorbenen und das Schicksal der Hinterbliebenen sollen einen zentralen Platz einnehmen; auf die individuellen Vorstellungen und Wünsche der Betroffenen, sei es des Verstorbenen, sei es der Angehörigen, wird – so heißt es – stärker eingegangen, als es die starren kirchlichen Riten zulassen.

Was Form und Verlauf der Trauerfeiern betrifft, so finden sich für den Westen kaum festgelegte und veröffentlichte Verlaufspläne; doch werden in einschlägigen Publikationen und Werbeseiten im Internet eine Reihe von Grundelementen benannt: Musik, ein Text oder ein Gedicht und eine Rede. Im Osten dagegen können die weltlichen Trauerfeiern an die Tradition der sozialistischen Begräbnisrituale der alten DDR anknüpfen. Hier werden auch heute noch vom „Verband der Freidenker“ recht genaue Agenden vorgeschlagen. Aus den mir vorliegenden Quellen west- und ostdeutscher Provenienz lässt sich folgendes Grundmuster erheben.

### **(Mögliche) Grundstruktur weltlicher Trauerfeiern**

Die Feier beginnt mit dem Einzug in die Trauerhalle; „dazu kann Musik erklingen, mitunter auch Aufnahmen von Glocken. (...) Nach einer knappen Begrüßung, die vielleicht persönliche Daten nennt oder die Todesumstände andeutet, rezitiert die Rednerin bzw. der Redner ein Gedicht oder einen anderen Text in gebundener Sprache, passend zum Lebenslauf des Verstorbenen.“ Nach einem Musikstück folgt die Trauerrede, das Zentrum und die „Dominante der Feier“. Auf ihren Inhalt, ihren Aufbau und ihre sprachliche Fassung wird in den Anleitungsschriften der allergrößte Wert gelegt. Sie soll der Persönlichkeit des Verstorbenen angemessen sein und seinen Hinterbliebenen und Freunden Denkanstöße für den nachfolgenden Trauerprozess vermitteln. Dies kann auf höchst unterschiedliche Weise geschehen – wir werden darauf zurückkommen. Nach einem weiteren Musikstück können Nachrufe der Angehörigen, Freunde oder Arbeitskollegen stehen, die in der Regel eher kurz gehalten sein sollen. Der Zug zum Grab wird „mit einer letzten, kurz gehaltenen Ansprache“ des Trauerredners abgeschlossen. Schließlich werfen die Trauergäste Blumen, Erde oder andere Dinge ins Grab.

Während die ostdeutschen Trauerfeiern, die an die Tradition der DDR-Rituale anknüpfen, neben dem Erd- oder Blumenwurf bewusst auf weitere rituelle Handlungen verzichten, kennen westdeutsche Trauerfeiern daneben noch weitere symbolische Gesten, etwa das schon erwähnte Aufsteigenlassen von Luftballons über dem Grab oder das Verknüpfen von

Bändern; als Grabbeigaben dienen „Zigaretten, Schokolade, Blumen oder eine Zeitschrift, die der Verstorbene regelmäßig gelesen hat“.

Trotz dieses Einsatzes nichtsprachlicher Ausdrucksmittel gilt auch für die ‚westdeutschen‘ Trauerfeiern, dass ihr Zentrum die Trauerrede ist. Durch sie wird im Westen wie im Osten die Ausrichtung und Atmosphäre der gesamten Feier bestimmt. Hier gibt es naturgemäß eine große Variabilität, die von den jeweiligen Rednerinnen und Rednern, den Zielgruppen sowie den gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen abhängt. Aus den mir zugänglichen Quellen lassen sich drei Typen erheben, die zwar kaum in Reinform existieren, die aber doch deutliche Akzente setzen: die biographische Inszenierung, die therapeutische Sanierung und die gesellschaftliche Glorifizierung.

### Die biographische Inszenierung

Im Zentrum der Rede steht die Biographie des Verstorbenen, die Erinnerung an wichtige Wendepunkte seines Lebens und seiner Persönlichkeit. Ausgangspunkt kann das Lieblingsgedicht oder die Lieblingsmusik des Verstorbenen sein, aus der sich die „Würdigung des Toten in all seinen Lebensaspekten, den Höhen und Tiefen, dem Schmerzhaften und dem Geglückten“ entwickelt. Die auch in den weltlichen Trauerfeiern aufbrechende Grundfrage „Wo bleibt der Tote?“ wird je nach philosophisch-weltanschaulichem Standpunkt mit der ‚Erinnerung der Lebenden‘ oder einer aus den unterschiedlichsten religiösen Traditionen gespeisten Vorstellung von Transzendenz beantwortet.

### Die therapeutische Sanierung

Da mit dem Verstorbenen nicht nur ein Individuum, sondern eine ganze Welt versinkt, wird in diesem Typ besonders die Familie oder die Gruppe von Menschen betrachtet, die von einem ihrer Mitglieder Abschied nimmt. „Ausgangspunkt ist dabei die Erfahrung, dass der Tod eines Menschen eine schwere Erschütterung im Familiensystem ist.“ Der Inhalt der Trauerfeier ist bestimmt von dem Beziehungsgeflecht, das den Verstorbenen mit den Lebenden und die Lebenden untereinander verbindet. Mit Hilfe einer therapeutischen Methode, etwa dem phänomenologisch-systemischen Ansatz der „Familienaufstellung“, wird dann versucht, diese Beziehungen darzustellen und (wenn nötig) zu heilen. Ungeklärtes, Unausgesprochenes, alte Kränkungen und Verletzungen können benannt und aufgearbeitet werden. In der Feier „kann Begegnung stattfinden“, so die Trauerrednerin Birgit Janetzky, „Schmerz, Freude, Liebe,

Dankbarkeit gefühlt werden. Alle Schuldigkeit hört auf.“ Der Tote lebt weiter im System der Familie.

### Die gesellschaftliche Glorifizierung

Ein dritter Typ, der speziell in den ostdeutschen Formen anzutreffen ist, die auf den ‚sozialistischen‘ Trauerfeiern der DDR basieren, will vor allem die gesellschaftlichen Leistungen des Verstorbenen würdigen. Seine Biographie wird auf die Verdienste in Beruf und Familie zugespitzt: „Was hat er, mit Marx gesprochen, ‚für das Wohl der Mitmenschen in Gesellschaft und Familie gewirkt‘?“ Erfahrungen des Versagens, auch der Schuld, treten in den Hintergrund. Die Frage nach einem ‚Weiterleben‘ des Toten wird beantwortet mit den Werken, die er für die Gesellschaft vollbracht hat und die für die Hinterbliebenen ein ‚Vermächtnis‘ bedeuten, dem nachzueifern gilt. Als Ausdruck dieser konsequent innerweltlichen Lebensdeutung muss wohl auch die relative ‚Sachlichkeit‘ gesehen werden, die die ostdeutschen Trauerfeiern von den westdeutschen wesentlich unterscheidet: expressive Symbolhandlungen, die die Teilnehmer leiblich am Geschehen beteiligen, gibt es in der Regel hier nicht.

Überblickt man die vorgestellten Typen der weltlichen Trauerfeier, so sind folgende Punkte beachtenswert:

1. Im Vergleich zur christlichen Tradition, wie sie im OR 49 begegnet, zeigt sich hier ein grundsätzlicher Paradigmenwechsel, der bereits in der Benennung deutlich wird: Spricht die christliche Tradition von einer „Begleitung der Toten“ („obsequium defunctorum“), so der säkulare Typ von einer „Trauerfeier“.

Im OR 49 steht der Tote im Mittelpunkt der Handlung, er wird von der Gemeinschaft bereitet und begleitet, diese leiht ihm ihre Stimme, man übergibt ihn in die Hände Gottes. Im säkularen Typ sind die Lebenden Adressat der Handlung und der Rede. Alles ist darauf ausgerichtet, die Lebenden zu begleiten und angesichts ihrer Trauer zu stärken. Um das zu erreichen, kommt auch der Tote in den Blick, aber eben nicht als Toter, sondern als einstmalig Lebender: Seine individuellen Lebensentscheidungen, seine Beziehungen zu anderen Lebenden, seine gesellschaftlichen Leistungen. Über sein gegenwärtiges Geschick als Toter wird kaum etwas gesagt.

2. Auffällig ist die starke Dominanz der Rede. Sie ist das erklärte Zentrum der Feier. Der ursprüngliche Grund für die Zusammenkunft auf dem Friedhof, die Bestattung, die dem Toten am Ende der Schleusenzeit seinen Ort zuweisen muss, erscheint gegenüber der Trauerrede

marginalisiert. Die Bestattung ist nicht die Weise, die Hinterbliebenen zu begleiten, sondern der Anlass, auf die Trauernden einzuwirken.

3. Von einem eigentlichen Ritus kann im Hinblick auf die weltlichen Trauerfeiern kaum noch gesprochen werden, gegebenenfalls noch von einer (von Fall zu Fall individuellen) Inszenierung. Aufgrund der Dominanz der Rede sind die Versammelten nicht die Träger, sondern die Adressaten der Feier. Der Kasus wird nicht begangen, sondern besprochen; dies geschieht nicht gemeinschaftlich, sondern leitungszentriert.

### Grundzüge eines Profils der christlichen Begräbnisliturgie

Ich möchte einige grundlegende Aspekte des christlichen Propriums in fünf Kernsätzen formulieren und unter die Stichworte „Traditionsverdeutlichung“, „Traditionsbeteiligung“ und „Traditionsöffnung“ stellen, wobei diese drei Leitvorstellungen sich wechselseitig bedingen und nur formal voneinander zu trennen sind.

#### **Traditionsverdeutlichung**

Wenn die Liturgiekonstitution des II. Vatikanischen Konzils fordert, „die Riten mögen den Glanz edler Einfachheit an sich tragen und knapp, durchschaubar und frei von unnötigen Wiederholungen sein“ (SC 34), so gilt dies in besonderem Maße für die Begräbnisfeier, bei der auch der Kirche Fernstehende zusammenkommen. Eine identifizierbare elementare Grundstruktur und behutsam durch Begleitworte gedeutete Riten können auch Menschen ansprechen, die der christlichen Tradition entwöhnt sind.

Im Hinblick auf die Praxis der weltlichen Trauerfeiern scheinen mir für die christliche Begräbnisliturgie zwei Punkte beachtenswert:

*1. Christliche Begräbnisliturgie ist in ihrem Kern kein Trauerseminar für Hinterbliebene, zu dessen Ausklang dann auch noch eine Bestattung stattfindet.*

Die christliche Begräbnisliturgie hat einen einzigen Grundakt: Die Bestattung des Leichnams. In der Weise, wie dieser Grundakt vollzogen wird, manifestiert sich die christliche Deutung des Todes.

Die Funktion des Begräbnisses ist es, den Toten aus der Mitte der Lebenden zu entfernen und ihm einen Platz unter den Toten zuzuweisen. An ihm vollzieht sich öffentlich und unumkehrbar eine Statusänderung: Aus dem Verstorbenen wird der Leichnam, der begraben

werden kann und muss. Die christliche Liturgie nimmt diesen Vollzug auf und deutet ihn im Horizont christlicher Hoffnung. Die Deutung geschieht nicht vor, neben oder nach dem Vollzug, sondern im Vollzug selbst manifestiert sich die Deutung: Der Weg zum Grab wird transparent für den Weg des Verstorbenen zu Gott, das Grab ist nicht das Ende, sondern eine Durchgangsstation.

Ohne Vollzug gibt es also keine Deutung. Deshalb sollte zum Beispiel trotz immer öfter auch aus katholischen Gemeinden zu hörenden Bedenken nicht darauf verzichtet werden, den Sarg während der Feier in das Grab abzusenken.

## *2. Die Vollzugsdimension der christlichen Begräbnisliturgie ist der Ritus, nicht die Inszenierung.*

Man kann grundsätzlich sagen: Christliche Liturgie 'erfindet' keine Riten, die eine Glaubensüberzeugung möglichst wirkungsvoll zum Ausdruck bringen sollen, sondern sie öffnet alltägliche oder situativ notwendige Vollzüge auf das Wirken Gottes hin. So werden Sich-Waschen, Essen, kosmetische und medizinische Körperpflege oder das Lichtentzünden am Abend transparent gemacht auf eine ausdrückliche Begegnung mit Gott: Die gottesdienstlichen Vollzüge heißen dann z.B. Taufe, Firmung, Eucharistie, Krankensalbung oder Luzernarium. Liturgie transzendiert Alltag.

Dies gilt auch für die Begräbnisliturgie. Selbst wenn für den Einzelnen der Vorgang des Begrabens neu und unbekannt ist, so ist er es doch nicht für die Gemeinschaft, die Kirche; sie begräbt ihre Toten seit annähernd 2000 Jahren.

Weltliche Trauerfeiern inszenieren das, was sie zum Ausdruck bringen wollen, mittels symbolischer Handlungen, etwa durch das Bemalen der Särge, das Aufsteigenlassen von Luftballons oder das Streuen von Blumen in das Grab. Diese symbolischen Handlungen, die keine Grundlage in Alltagsvollzügen haben, müssen gedeutet werden, sollen sie nicht leer bleiben. Man muss ihnen „nachsinnen; sie geben dem Subjekt auf, Gedanken (samt Emotionen) zu entfalten“.

Der Ritus dagegen bewirkt, da er auf alltäglichen Vollzügen und deren Routine aufbaut, in bestimmter Hinsicht das Gegenteil: Die Bewußtseinsspannung des Subjekts wird gerade reduziert. Nicht das einzelne, deutende Ich steuert die Form der Handlung, sondern „die Formalität des Vorgangs in seiner Allgemeinheit“. In einer individuell problematischen Situation, in der man nicht weiß, wie man sich verhalten oder wie man sie deuten soll, bietet der Ritus eine erprobte Weise des Verhaltens und Deutens an. Gerade die Routine des Ritus wird als entlastend empfunden. „Darum wird beim Ritual eine Ablösung vom Ich beobachtet. Die Handlungspläne der einzelnen lösen sich nicht einfach auf, werden verdeckt oder

überhöht, sondern (...) werden von den Beteiligten aus einer anderen Perspektive wahrgenommen: als Teil des Ganzen.“

Dieses Ganze ist nicht mehr oder weniger als die gute Ordnung des Lebens, die dem Chaos der durch den Tod zerbrochenen Beziehungen entgegengestellt wird. Der Ritus kann diese Ordnung des Lebens nicht herstellen, aber er repräsentiert sie. Ob und in welcher Zeitspanne es den Trauernden gelingt, ihre Existenz in den Horizont dieser Ordnung zu stellen, hängt von der Biographie und den Lebensumständen der Einzelnen ab. Wichtig ist, dass durch den Ritus ein Resonanzraum eröffnet wird, in dem Klage und Hoffnung artikuliert werden können.

### **Traditionsbeteiligung**

*3. Der angemessene Vollzug dieses einen Grundaktes, der Bestattung der Leichnams, und seine Deutung im Ritus als österlicher Exodus eröffnet den Teilnehmenden einen Raum für Trauer, Klage und Hoffnung.*

Indem durch die Bestattung die Statusänderung des Toten öffentlich proklamiert und vollzogen wird, erfahren auch die Lebenden eine Statusänderung: Sie sind nun auch für die Öffentlichkeit Hinterbliebene und Trauernde. Indem die christliche Liturgie den Toten begleitet, begleitet sie die Lebenden. Dadurch, dass das Geschick des Toten, sein Sterben und Begrabenwerden, als ein Pascha in der Nachfolge Christi gedeutet wird, ist den Lebenden ein Raum für Klage und Hoffnung eröffnet. Man hat zurecht darauf hingewiesen, dass der „paschale Charakter“ der Begräbnisliturgie nicht einseitig auf den hoffnungsvollen und zuversichtlichen Aspekt der Auferstehungsbotschaft verengt werden dürfe; wenn Pascha ‚Übergang‘ bedeutet, dann gehören zum Pascha wesentlich auch Angst, Leiden und Klage. Orte, die auch diesen Gefühlen Ausdruck geben können, sind neben Lesung und Gebet in besonderer Weise die Gesänge.

*4. Trägerin der christlichen Begräbnisliturgie ist die christliche Gemeinde.*

Anders als die in den weltlichen Trauerfeiern deutlichen Tendenzen zur Privatisierung und Familiarisierung einerseits und zur Rednerzentrierung andererseits ist das christliche Begräbnis eine Feier, die von der Gemeinde gegebenenfalls mitvorbereitet und gestaltet, in jedem Fall aber getragen wird. Dies ist nicht nur eine theologische, mit der Taufe gegebene Notwendigkeit, sondern auch eine praktische. Die rituelle Vollzugsform bedarf zu ihrer Realisierung Teilnehmender, die die Feier aktiv tragen; die unmittelbar vom Todesfall Betroffenen sind dazu allein nicht in der Lage. Dies gilt ganz konkret z.B. für die Gesänge, und es ist von grundlegender Bedeutung, gegen den Tod anzusingen.

Es wird nötig sein, deutlicher als bisher in den Gemeinden das Bewusstsein zu stärken, dass hierin eine genuine Aufgabe christlicher Diakonie liegt.

## **Traditionsöffnung**

*5. Die christliche Begräbnisliturgie ist flexibel genug, um unterschiedlichen Lebens- und Sterbesituationen Ausdruck geben.*

Stärker als in früheren Zeiten wird von der Liturgie heute erwartet, dass sie die Persönlichkeit des verstorbenen Menschen und sein konkretes Schicksal zur Sprache kommen lässt. Man soll der Feier ansehen, ob hier ein Kind oder ein Greis, ein Elternteil von bereits erwachsenen oder von noch unmündigen Kindern zu Grabe getragen wird, ob es sich um einen Sterbefall handelt, der durch einen natürlichen oder durch einen gewaltsamen Tod herbeigeführt wurde. Die Kirche muss hier akzeptable ästhetische Alternativen zu den weltlichen Trauerfeiern zur Verfügung stellen, die es erlauben, den persönlichen Ausdruck mit der christlichen Deutung des Todes in Verbindung zu bringen. Dies kann unbeschadet der rituellen Vollzugsform an verschiedenen Orten geschehen, so in der frei gesprochenen Eröffnung der Feier, in der – freilich nicht unbegrenzten – Variation der Text- und Liedauswahl und speziell in der Homilie. Die Homilie stellt das Leben der verstorbenen Person und ihre einmalige und unverwechselbare Geschichte in Relation mit der Heilsgeschichte. Das individuelle Schicksal wird benannt und aufgenommen, aber auch gleichzeitig relativiert, nämlich in Relation, in Beziehung gesetzt zu dem Schicksal Israels und des großen Sohnes Israels, Jesus Christus, zu seinem Tod und seiner Auferstehung. Theologisch gerechtfertigt ist dieses individuelle Moment durch den Taufbezug, der für die Sinngebung des Begräbnisses durch Weihwasser und Weihrauch fruchtbar gemacht wird. In der Taufe wurde der Verstorbene bei seinem Namen gerufen, ist er mit Christus gestorben und mit Christus auferstanden. Der Taufbezug erlaubt es, die Person des oder der Verstorbenen in theologisch verantwortbarer Weise stärker in den Mittelpunkt zu stellen, ohne in die Trivialität einer erlebnisorientierten Ästhetik abzugleiten.

Die Toten begraben – aus der Fülle der heute anstehenden Probleme im Bereich von Tod und Streben konnte nur ein Ausschnitt in den Blick genommen werden, das Verhältnis zu den weltliche Trauerfeiern. Vor analogen Problemen steht die christliche Liturgie angesichts der industriell anmutenden Massenabfertigung großstädtischer Friedhofsbetriebe, die für eine gottesdienstliche Begleitung im Extremfall nur noch eine Zeitspanne von sieben Minuten einräumen (München), angesichts der Kremation, für die ein adäquater, den Vorgang des

Verbrennens aufnehmender und deutender Ritus noch längst nicht gefunden ist, oder angesichts der anonymen, ohne irgendeine Feier vollzogenen Bestattung, im Fachjargon „freier Abtrag“ genannt, die in einigen norddeutschen Städten wie Hamburg, Kiel und Rostock schon über 70 Prozent aller Beisetzungen ausmacht. An allen genannten Beisetzungen wird deutlich, dass es um mehr geht als um eine möglichst effiziente Art, Tote zu begraben oder Trauernde zu trösten. Im Umgang mit den Toten spiegelt eine Gesellschaft ihren Umgang mit den Lebenden wider. Die Begräbniskultur ist ein aufschlussreicher Erkenntnisort für das Menschenbild einer Gesellschaft. Insofern ist Pietät eine Art Frühwarnsystem für Humanität.